

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2015

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-30538-4

Fischer

Weiterführende Informationen finden Sie unter
www.fischerverlage.de

Kommissar Laviolette lebt im Ruhestand in Digne, wird aber durch seinen Freund, den Untersuchungsrichter Chabrand, immer wieder in Fälle hineingezogen. So auch in den der anonymen Briefe, die an die Erben der Familie Melliflore gehen und jedes Mal einen Mord nach sich ziehen. Auffällig ist die schöne Handschrift auf den Briefumschlägen, die in Barles, einem Dorf in den Bergen nördlich von Digne, abgestempelt wurden. Aufgegeben hat sie der örtliche Briefträger, der sie unter einem defekten Briefkasten auf dem Friedhof unfrankiert fand und durch die ordnungsgemäße Zustellung zunächst selbst in Verdacht gerät. Aber wer deponiert tatsächlich mehrmals diese Todesbotschaften auf dem Friedhof von Barles?

Seine Ermittlungen führen Kommissar Laviolette zur Familiengeschichte der Melliflores und auf die Spur eines über hundert Jahre alten Schatzes, den der Mörder offenbar noch im Besitz der Nachkommen vermutet . . .

Pierre Magnan wurde 1922 in Manosque (Basses-Alpes) geboren. Er hat über 20 Bücher veröffentlicht, von denen mehrere in Frankreich und anderen Ländern preisgekrönt, in zahlreiche Sprachen übersetzt und verfilmt wurden. Im Fischer Taschenbuch Verlag erschienen: ›Das Zimmer hinter dem Spiegel‹ (Bd. 16550), ›Tod unter der Glyzinie‹ (Bd. 16549), ›Tod in Bronze‹ (Bd. 16320), ›Laviolette auf Trüffelsuche‹ (Bd. 16865) und ›Kommissar Laviolettes Geheimnis‹ (Bd. 16864).

Pierre Magnans Website: www.lemda.com.fr

Unsere Adresse im Internet: www.fischerverlage.de

Pierre Magnan

Der Mörder mit der schönen Handschrift

Ein Kriminalroman aus der Provence

Aus dem Französischen
von Jörn Albrecht

Fischer Taschenbuch Verlag

Deutsche Erstausgabe
Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag,
einem Unternehmen der S. Fischer Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, Juni 2006

Die französische Originalausgabe erschien
unter dem Titel ›Les courriers de la mort‹
Bei Editions Denoël, Paris
© Editions Denoël, Paris 1986
Für die deutschsprachige Ausgabe:
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2006
Satz: Fotosatz Otto Gutfreund, Darmstadt
Druck und Bindung: Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN-13: 978-3-596-17162-0
ISBN-10: 3-596-17162-8

»Ich hab sie gerochen, die Todbringer!«
T. S. Eliot, »Mord im Dom«

*Für Domnine Pico,
die Leserin meiner Vorstellung*

AM Friedhofstor von Barles befindet sich ein Briefkasten. Schon von weitem sieht man den Schlitz, wenn man den gepflasterten Weg emporsteigt. Der rechte Torflügel scheint wie durch ein Lächeln verklärt, mit dem sauber ausgeschnittenen Rechteck in der Mitte und den Regen- und Windschutzblechen auf beiden Seiten.

Zahllose Leichenzüge haben die beiden weit aufgerissenen Torflügel passiert, ohne dass sich irgendjemand Gedanken über diesen Schlitz am unpassenden Ort gemacht hätte, an dem ja nun auch nichts Außergewöhnliches ist. Ein Briefkasten an sich ist schließlich etwas so Banales, dass niemand je auf ihn achtet.

In den Jahren nach 1960 allerdings benutzte der Mörder mit der schönen Handschrift diesen Briefkasten. Es war schon damals ein alter Kasten, ohne Boden und mit einem schief in den Angeln hängenden Türchen. An wüsten Tagen, wenn der Mistral um den Gipfel des Couar knallte wie in den Segeln eines Schiffs, klapperte das Türchen leise in seinen Scharnieren. Da nun aber so viele rheumatische Skelette unter der Friedhofserde hartnäckig darauf bestanden, mit lautem Knacken jeden Wetterumschlag anzukündigen, wie sie es einst im Leben getan hatten, fand das gedämpfte Klappern dieses Wettermelders ebenfalls keine Beachtung.

Es war die Zeit, als Emile Pencenat sein Grab schaufelte, Sonntag für Sonntag. Er hatte die Erlaubnis dazu erhalten, obschon es für ein solches Vorhaben keinen Präzedenzfall

gab. So unangenehm berührt er sich von dieser aberwitzigen Idee zeigte – der Gemeinderat hatte nichts ausfindig machen können, was ihrer Umsetzung in die Tat ausdrücklich im Wege gestanden hätte.

Wohl wissend, dass es an geeigneten Kräften zum Unterhalt des Totenackers fehlte, und um eine Entscheidung in seinem Sinne herbeizuführen, hatte Emile Pencenat feierlich erklärt:

»Ich werde ihn für Sie sauber halten, Ihren Friedhof. Die verwelkten Sträuße werde ich wegschaffen. Das Unkraut zwischen den Gräbern hacke ich Ihnen weg, und nach stürmischen Tagen werde ich sogar die umgefallenen Töpfe mit den Chrysanthemen wieder aufstellen.«

Wie hätte man dem Angebot so vieler freiwilliger Hilfeleistungen widerstehen können? Man fragte Pencenat noch nicht einmal, warum er denn um jeden Preis seine eigene Grabstätte haben wollte, wo er doch über ein geräumiges, tönend leeres Familiengrab verfügte. Man kannte die Antwort auf diese Frage nur allzu gut. Er wollte die Stätte der ewigen Ruhe nicht mit Prudence, seiner Frau, teilen, mit der er mehr schlecht als recht zusammenlebte.

Im Übrigen war das Familiengrab durchaus nicht nach seinem Geschmack. Inmitten dieses katholischen Friedhofs nahm es sich wie ein protestantisches Mausoleum aus: Streng und abweisend gestand es der Ewigkeit nur sparsame Ausmaße zu und ließ sie dazu noch ohne jeden Reiz erscheinen. Nun hatte aber Emile Pencenat die beneidenswerte Gabe, sich den Aufenthalt im Reich der Schatten in leuchtenden Farben auszumalen. Gerade dunkle Gedanken rufen nach Blumenschmuck. Sein Grab sollte, wenn irgend möglich, die wesentlichen Merkmale des Prunkbetts eines absoluten Herrschers aufweisen. Unter einem mit schweren, goldbetressten Vorhängen geschmückten Baldachin sollte ein wolüstiges Himmelbett den Blickfang abgeben, und das Ganze sollte mit Säulenreihen eingefasst sein.

»Das sind doch Träume«, sagte Monsieur Régulus, der Dorfschullehrer. »Sie träumen davon, solch prachtvolle Dinge mit den Verwesungssäften Ihrer erbärmlichen Leiche zu besudeln. Das ist ja makabrer Hedonismus!«

Aber dergleichen Sarkasmen nahm Emile Pencenat überhaupt nicht zur Kenntnis. An Regentagen schnitzte er in seinem Schuppen die Engelsköpfchen, mit denen er die Säulen aus rosa Marmor zu schmücken gedachte, die sein Meisterwerk umrahmen sollten. So weit war es allerdings noch lange nicht. Weder wusste er, wo er rosafarbenen Marmor hernehmen, noch wie er ihn bezahlen sollte. Nun hatte jedoch die Idee, sein eigenes Grab zu schaufeln, erst vor einigen Monaten von ihm Besitz ergriffen, zum Zeitpunkt seiner Pensionierung, als er sich mit Schrecken gefragt hatte, wie er nun die innere Leere ausfüllen würde. Es blieb also noch reichlich Zeit, so glaubte er, für alles eine Lösung zu finden.

An einem schönen Herbstabend – die milde Wärme war noch in einem Meter Tiefe im Erdreich zu spüren – hörte Emile Pencenat es fünf Uhr schlagen. Er kletterte aus seinem Loch, um sich nicht unnötig dem tückischen Abendtau auszusetzen.

Kaum war er die Stufen seiner Trittleiter hochgestiegen, als er, direkt in Augenhöhe, auf dem Grab der Familie Pourcin du Charmel etwas Weißes, Rechteckiges liegen sah.

Dieses Erbbegräbnis befand sich genau unter dem verbeulten Briefkasten, auf den niemand achtete. Es war für alle Zeiten mit Blumen versehen (und nicht zu knapp), mit diesen knallbunten Kunststoffchrysanthemen in ihren unverwüstlichen Farben.

Pencenat beäugte das Rechteck aus Papier. Er ging darauf zu, bückte sich und tat sich an den scharfen Kanten der abweisenden Plastikblumen weh. Als er sich wieder aufgerichtet hatte, hielt er einen Briefumschlag in seinen mit Erde verschmierten Händen. Einen Briefumschlag!

Von seinen Ideen zur Ausgestaltung seiner letzten Heimstatt einmal abgesehen, verfügte der ehemalige Briefträger Emile Pencenat über keinerlei Einbildungskraft. Die unvorhergesehene Benutzung eines offensichtlich zu rein ornamentalen Zwecken angebrachten Briefkastens brachte ihn nicht aus dem Gleichgewicht. Letztlich war das doch ganz normal. Was war schon ungewöhnlich daran, wenn jemand einen Briefumschlag in einen Briefkasten steckte, mochte dieser nun über einen Boden verfügen oder nicht? Einigermaßen verwirrend erschien ihm nur die Anschrift, die auf dem Umschlag zu lesen war:

Mademoiselle Véronique Champourcieux
4, rue des Carmes
Digne (Basses-Alpes)

Es war eine schöne, steile, geradezu aristokratische Schrift, so weit Pencenat das beurteilen konnte. Anmutig prangte das Wort *Mademoiselle*, voll ausgeschrieben, im regelmäßigen Wechsel der Auf- und Abstriche auf dem Umschlag. Ein Wort, das den Schwung eines auffliegenden Vogels in sich birgt. Pencenat glaubte es förmlich zu hören. Augenblicklich erschien ihm die Person, die hinter dieser unbekanntem Mademoiselle steckte, im strahlenden Schmuck der verschiedensten Laster; kunstvoll entblößt, wie die Titelschönheiten jener anrühigen Zeitschriften, die er beim Zeitungshändler heimlich durchblättert, wenn er unten in Digne zu tun hatte. Als sich diese Assoziation bei ihm einstellte, fing der Brief augenblicklich an, ihm die Finger zu versengen. Er durfte ihn nur ja nicht mit nach Hause nehmen. Prudence – allein schon die Tatsache, dass der Vorname seiner Frau »Vorsicht« bedeutete, ließ ihm diese schätzenswerte Eigenschaft in einem höchst unsympathischen Licht erscheinen –, Prudence, die Kluge, Vorhersehende also würde bocken wie ein Pferd vor dem Hindernis, wenn sie das Wort *Mademoiselle* auf

einem Brief zu lesen bekäme, dem noch die Wärme von Pencenats Hosentasche anhaftete.

Nicht, dass sie eifersüchtig gewesen wäre, Gott bewahre, aber jede Gelegenheit, ihrem Mann das Dasein zu vergiften, kam ihr gelegen. Eines Tages, es war schon ziemlich lange her, hatte sie ihn dabei ertappt, wie er die Rose Roche, die das *Bureau de Tabac* des Dorfes betrieb, ganz ungeniert begrapschte.

Diese Rose Roche, eine Kriegerwitwe mit üppigen Formen, schien ihren Beruf allein im Hinblick auf die Möglichkeit gewählt zu haben, möglichst viele Männerbekanntschaf-ten zu machen. Man musste einmal gesehen haben, wie sie ihre Brüste über dem Ladentisch zur Schau stellte. Prudence hatte diese Eskapade zum Vorwand genommen, Pencenat fortan die ehelichen Rechte zu verweigern. Schwer gefallen war ihr das nicht, denn schon lange widerstrebte es ihr, ihren ehelichen Pflichten nachzukommen, und sie träumte davon, das Ehebett allein für sich zu haben. Im Handumdrehen hatte sie in der nach Norden gelegenen, kalten Vorratskammer, in der es winters wie sommers nach überreifen Äpfeln roch, eine annehmbare Schlafkabine eingerichtet. Pencenat blieb nichts anderes übrig, als sich damit abzufinden.

Seither war es Prudence – im Volksmund hieß sie in Anspielung auf ihren Namen nie anders als »Mutter der Porzellankiste« –, die alle zwei Tage das Päckchen Zigaretten Marke Scaferlati besorgte, das zur Aufrechterhaltung des seelischen Gleichgewichts Pencenats nun einmal nötig war.

Anfangs bedachte sie Rose mit einem spitzen, überlegenen Lächeln, wenn sie ihre drei Francs hinlegte. »Als ob sie mir keinen Nachtschimmel gönnen wollte«, sagte sich Rose immer wieder und ließ es dabei bewenden. Sie hatte doch nichts weiter gewollt, als Pencenat ihrer Sammlung von Liebhabern einzuverleiben, ganz beiläufig, so wie man einen Schmetterling aufspießt, der in der eigenen Sammlung noch fehlt. Aber dann konnte sie sich nicht mehr zurückhalten: »Wir wollen

mal sehen, ob diese arrogante Ziege nicht doch noch zu Kreuze kriecht.« An einem gewittrigen Tag war es schließlich so weit. Der Platzregen ließ Prudence an der Türschwelle stocken. Sie zögerte, auf die andere Straßenseite zurückzukehren; die Zigaretten hätten dabei völlig durchweichen können. Da kam Rose hinter ihrem Ladentisch hervor und brachte ihre üppigen Rundungen direkt neben der dürren Prudence zur Geltung.

»Hör mal«, sagte sie sanft, »das war keine gute Idee von dir, deinem Alten diesen Spaß nicht zu gönnen. Ich hätte ihm da so einiges beibringen können, und du wärst vielleicht ganz zufrieden gewesen, wenn er es nachher mit dir gemacht hätte.«

Prudence wandte sich ihr langsam zu und schaute ihr geradewegs mitten auf die Stirn. Dabei bemerkte Rose, dass sie sehr schöne mandelfarbene Augen und volle Lippen hatte, die wohl nie zu etwas anderem gut gewesen waren, als Suppe zu schlürfen. Und diese Lippen formten die folgenschweren Worte:

»Und wenn du mir das alles selbst beibringen würdest?«

Rose blieb mit offenem Mund stehen. Seit langem stellte sie mit Bedauern fest, dass ihren erotischen Erfahrungen, so bereichernd sie sein mochten, doch immer noch das gewisse Etwas fehlte; keine befreite sie von ihrer Melancholie. So kamen Prudences Worte wie ein Lichtblitz über sie. Bevor sie ausgeredet hatte, fingerte Rose schon hastig an dem Nagel, der die Klinke an der Glastür festhielt, und nahm die Klinke ab.

Damals wurde ihr schlagartig klar, dass hinter Prudences strenger Stirn gut dreißig Jahre unerfüllten Begehrens stecken mussten. Wie ihre gebieterische Zunge sie halb erstickte, diese mageren, sehnigen Ziegenschenkel sie fest umklammerten! Prudence war es, die sie, die es bereitwillig geschehen ließ, nach hinten zur Bettische zerrte und schubste. Dort machten sie denn ihre erste und überzeu-

gende Erfahrung auf dem Gebiet der sapphischen Liebe. Was danach kam, war nur noch Stimmungen und Launen unterworfenen Routine.

So vertreibt man sich die Langeweile in diesen verschlafenen Dörfern. Denn hier wie anderswo gilt: »Man muss sich nur trauen!«

Manchmal traut man sich zehn Jahre lang nicht, weil die Umstände nicht danach zu sein scheinen, aber wenn man erst einmal ins kalte Wasser gesprungen ist, dann schwimmt man auch und hält sich alle Befürchtungen mit wilden Freudenschreien vom Leibe. Kaum jemand hat wirklich etwas dagegen, es sei denn die Grabschaufler, doch die finden andere Wege, um auf ihre Kosten zu kommen.

Emile Pencenat allerdings war keineswegs geneigt, das alles für ein Vergnügen zu halten, als er verwirrt auf den Brief starrte, den ihm das Schicksal in die Hände gespielt hatte. Er fragte sich, wie er ihn verschwinden lassen konnte, bevor Prudence ihn zu sehen bekam. Ihn einfach dorthin zurücklegen, wo er ihn gefunden hatte? Das Gewissen des ehemaligen Briefträgers sträubte sich dagegen, und ebenso hatte er Skrupel, ihn einfach im nächsten Gully verschwinden zu lassen. Schließlich gelangte er zu dem Schluss, dass die einfachste, vernünftigste und einleuchtendste Lösung des Problems darin bestand, den Brief der Post zur normalen Beförderung anzuvertrauen. Obwohl er natürlich nicht frankiert war.

»Was heißt hier eigentlich ›natürlich?‹«, fragte sich Pencenat. »*Natürlich* wäre es doch eher, wenn der Brief frankiert gewesen wäre . . . Aber eigentlich kann mir das doch piepegal sein. Wenn die Prudence den entdeckt, kann ich mindestens eine Woche lang mein Bett selbst machen. Am besten einfach zerreißen. Und da könnte ich ihn ja vorher sogar lesen! Wissen, was drin steht! In einem Brief, der beim Friedhof eingeworfen wird, kann ja nur was Spannendes drin stehen . . .«

Aber das schöne Wort *Mademoiselle* – voll ausgeschrieben – wirkte seiner aufkommenden Wurstigkeit entgegen. Ohne zu